

Antje van Elsbergen, Marburg

Buhlen um den Fortbestand des Faches

„Lassen Sie mich durch, ich bin Ethnologin!“ Mit diesem Titel habe ich vor 10 Jahren einen Artikel überschrieben, der sich der vielfältigen Relevanz der Europäischen Ethnologie in ihrer öffentlichkeitswirksamen Reichweite widmet. Dass ich dabei das „europäische“ unterschlagen habe, ist nicht nur stilistisch begründet gewesen, oder haben Sie schon einmal jemanden rufen hören: „Lassen Sie mich durch, ich bin Haus-/Frauen-/Zahnarzt“?

Seit der Umstellung auf BA-MA-Studiengänge scheint sich demnach ein Bewusstsein dafür etabliert zu haben, dass unser Fach keinen Abschluss generiert, der per se eine Umschulung nach sich zieht, sondern für eine Vielzahl von Berufsfeldern ausbildet. Denn diese Umstellung hat uns Studiengangsverantwortliche dazu gezwungen, neu über Formen und Inhalte von Studium und Lehre nachzudenken. In den ersten Jahren ist es den meisten sehr schwergefallen, diese vorgegebene Struktur, kleine Pakete, Module, aus dem reichen Themenschatz des Faches zu identifizieren, auszuflaggen. Die Verringerung der Komplexität bedeutete eine Minderung der Verzahnungen. Einigkeit herrschte bei diesem architektonischen Experiment, einen Studiengang zu bauen, dessen Inhalte einander stark durchdringen, vor allem im Installieren von empirischen Methoden und Kulturtheorien. Darüber hinaus tauchten schnell Schwierigkeiten auf, sich entweder an den alten Denominationen der Professuren zu orientieren oder die Themenfelder abzudecken, die die aktuellen Forschungsschwerpunkte abbildeten oder aber, sehr viel weiter gegriffen, die Qualifikationsziele des Faches neu zu definieren.

Diese Maßgabe, die Inhalte des Faches eindeutig zu benennen, zu strukturieren und ihre theoretischen und methodischen Durchdringungen in der Lehre zu verhindern, stürzte die Entwickler*innen von Studiengängen in eine Krise, die sie immer noch nicht ganz überwunden zu haben scheinen. Erschwerend hinzu kam gerade zu Beginn dieser Entwicklung der Grundsatz von Freiheit in Forschung und Lehre, deren Existenz als bedroht erlebt wurde. Die Frage danach, was das Qualifikationsziel eines Moduls im Vergleich mit einem anderen sein sollte, hat ganze Kollegien in Streit und Hader getrieben, denn sie wurde gleichsam zum Ringen um Relevanz im Studiengang und im gesamten Fach.

Das neue Nachdenken darüber, was wir unseren Student*innen an beruflicher Qualifikation vermitteln können, führte einerseits zu einer intensiven Auseinandersetzung damit, mit welchen Inhalten wir unsere Absolvent*innen mit einem Bachelor- oder einem Masterabschluss entlassen wollten, es stellte uns andererseits auch vor die Aufgabe, prophetisch darüber zu entscheiden, wie sich diese sehr von den ehemaligen Magisterstudiengängen unterscheidenden Abschlüsse auf die Akzeptanz in der Arbeitswelt auswirken würden. Ein Beispiel hierfür sind Themenfelder wie Postkolonialismus oder Globalisierung. Mag sich ihre Relevanz vor 15 Jahren zwar bereits auf medialer Bühne der Erwartbarkeiten an Kulturwissenschaftler*innen abgezeichnet haben, so ist aus dieser extrinsischen Erwartung inzwischen längst eine intrinsische geworden, die Studieninteressierte dem Fach gegenüber hegen.

Hochschullehrer*innen sind seit der Umstellung auf Bachelor-Master zu Studiengangsverantwortlichen geworden, indem sie Inhalte neu hinterfragen, ihre Immanenz auf Nachhaltigkeit hin überprüfen, die Formen der Vermittlung einer kritischen Revision unterziehen und gleichzeitig noch eigene Fachidentität verteidigen müssen. Denn bei aller Transparenz im Prozess der Neumodellierung, die die Hochschulleitung vor ihren Fachvertreter*innen zu erzeugen suchte, spielte doch die Sorge einer systemischen Abwertung des Faches eine Rolle, dessen Uneindeutigkeit in der Berufswahl externen Evaluierungsagenturen in die Hände spielen konnte. Ob es also um das Kassieren einzelner Professuren gehen würde oder gar um das Einstellen ganzer Studiengänge, blieb zu meisten Teilen der Fantasie der Hochschullehrer*innen überlassen. Dies führte zu einer Reihe von Entscheidungen, die getroffen werden mussten. Alte Seilschaften zu den Nachbarfächern wurden einer Revision unterzogen, und je nachdem, wie flexibel diese sich zeigten, wie bedroht von einer Schließung sie sich erlebten oder wie vehement sie die alte Fachidentität verteidigten, kam es zu neuen Verbindungen, bspw. mit der außereuropäischen Ethnologie, der Soziologie oder der Religionswissenschaft.

Inzwischen werden die ehemals eindeutig dem Forschungsauftrag der Europäischen Ethnologie zugeschriebenen Themen in anderen Studiengängen verhandelt und scheinen den Studiengängen unseres Faches einen Großteil seiner Attraktivität abzuzapfen. Eine vor 20 Jahren noch nicht vorhergesehene Art des Lernens über die Verfügbarmachung der Welt via digitaler Medien gräbt bestimmten Verfahren wie bspw. der historischen Anthropologie das Wasser ab, und die Europäische Ethnologie muss sich heute mehr denn je fragen, wo ihre uneingeschränkten und exklusiven Kompetenzen noch unstrittig sind. Konkurrenz oder Kooperation heißt es heute mehr denn je bei dem Buhlen um Student*innen, denn diese sichern uns schlussendlich unseren Fortbestand. Der Geist der Solidarität mit den Vertreter*innen der eigenen Zunft hat hier bisher noch die Oberhand, aber wann werden wir anfangen, unsere eigene Relevanz zu endokannibalisieren, um zu überleben?

Als doppelte Ethnologin, europäisch wie außereuropäisch, glaube ich fest an den besonderen Auftrag der empirischen Kulturwissenschaft: den Perspektivwechsel und

die Erschließung von Kontexten. Fürs erste mag dieser Auftrag der inhärenten Interdisziplinarität für das Fach mühsam oder gar schädlich sein, längerfristig sehe ich in ihm unsere große Chance, egal ob Bachelor/Master oder alter Magister.

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2021/01.10>